

WELTWEITE LESUNG UKRAINISCHER LITERATUR

Inhaltsverzeichnis

Kriegstagebücher	2
Natalka Woroshbit: Ich schau auf die Straße	2
Olena Stiazhkina	5
Serhij Zhadan: Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen	9
Yuriy Gurzhy: Nacktfotos und Musik für die Ukraine	14
Serhij Zhadan: In der umzingelten Festung.....	17
Juri Durkot.....	21
Oleh Kozarew: Butscha. Zu Besuch zu Hause	23
Prosa	29
Oksana Sabuschko: Deportiert nach Koda.....	29
Juri Andruchowytsch: Fragment aus „Moskoviada“	34
Lyrik	38
Daryna Gladun.....	38
Boris Chersonskij	42
Halyna Kruk	44
Ljubow Jakymtschuk	50
Iwan Kruschelnyzkyj.....	52
Leonid Zymnyj.....	53
Majk Johansen.....	57
Mykola Tereschtschenko	58
Iwan Kruschelnyzkyj.....	59
Mychail Semenko.....	62
Mychajlo Lebedynez	65

KRIEGSTAGEBÜCHER

Natalka Woroshbit

ICH SCHAU AUF DIE STRASSE

28.02.2022.

Was ich hätte nehmen sollen, aber daieß. Ich nahm die Papiere und Geld mit, ließ zwei Ringe da (in Romanen wird der Schmuck immer mitgenommen). Ich ließ ein Familienkreuz an der Wand hängen, ein Bild mit einem Schneeballstrauch. Die Ikonen ließ ich absichtlich zurück, mögen sie mein Haus und mein Kiew beschützen. Ich ließ alle Fotos und Porträts von Schewtschenko und Gogol zurück. Goss die Blumen. Wie lange wird es für sie reichen, wenn ich nie zurückkomme? Wer taut meinen Kühlschrank ab? Mein Herz ließ ich dort. Das Foto von Großmutter im Regal. Creme, neue Körpercreme im Badezimmer. Die habe ich kein einziges Mal benutzt. Wieso Creme, du Idiotin, wen interessiert jetzt dein Körper, schau besser auf die Straße.

Ich schaue auf die Straße. Was habe ich noch zurückgelassen? Ich habe alles zurückgelassen. Ich nahm das Wichtigste mit – meine Tochter, meine Mutter, die reinrassige Katze Djuscha, die die ganze Fahrt über im Auto über stinkt und schreit. Bald sitze ich 30 Stunden am Steuer. Ich fliehe aus Kiew, weil es von Russen bombardiert wird. Ich möchte so gern schlafen, aber gerade hat die Katze ins Auto geschissen, davon bin ich

wieder wach. Was wollte ich noch mitnehmen, habe es aber zurückgelassen? Meinen Mann und den Vater meiner Tochter (das sind verschiedene Personen). Der Vater meiner Tochter, ein Schriftsteller, sieht ziemlich wild aus mit der Waffe in den Händen. Ich habe sie zurückgelassen. Ich habe meine Freunde zurückgelassen, einen unvollendeten Film, die Straßen meiner Stadt, bald blühen ohne mich die Kastanienbäume.

Habt ihr schon einmal überlegt, was ihr mitnehmen würdet, wenn ihr nicht wisst, ob ihr nach Hause zurückkehrt? Ich habe darüber die letzten acht Jahre, besonders die letzten Monate, nachgedacht, aber mir ist nichts eingefallen. Mit dem Tod gibt es größere Gewissheit, da weiß man, da endet alles für dich. Doch mit dem Krieg endet alles Gute und beginnt alles Schlechte für jeden. Wie könnte man sich darauf vorbereiten? Was soll man mitnehmen, und wozu? Um irgendwo ein neues Leben anzufangen? Und alles, was ich vorher aufgebaut habe, mit welchem Recht wurde es mir genommen?! Wir haben eine solche Erfahrung nicht verdient. Hört, niemand hat es verdient, eines Tages bombardiert zu werden, eines Tages fliehen oder sterben zu müssen, nur weil der Diktator eines verrückten Landes den Wunsch verspürt, andere zu vernichten!

Für einige war dieses Jahr die letzte Chance, schwanger zu werden (haha). Andere beendeten die Reparaturen in der neuen Wohnung (Unterkunft für Flüchtlinge, welcome). Einer hat endlich das Darlehen zurückgezahlt (lebt jetzt wieder auf Pump). Ein anderer starb in seinem Bett im Kreise seiner Lieben (stirb unterwegs oder durch eine Bombe). Jemand feiert seinen Abschlussball in der Schule (so einen Ball wirst nicht haben, Kleine) ... Und wir hatten geplant, am 12. März unser Theater zu eröffnen, das „Theater der Dramatiker“. Das war ein alter Traum von uns.

Ein Theater, in dem alle wichtigen Worte ertönen sollten. In der Ukraine gab es kein solches Theater. Herzblut und Geld wurden investiert. Alles durchkreuzt, alles. Schau auf die Straße, weine nicht. Wir haben unser Theater nicht eröffnet, das heißt, wir hatten keins. Doch in Mariupol gab es ein Theater. Früher! Man kann sich die Fotos ansehen, vor und nach der Bombardierung. Aber man sieht auf keinem Foto den Luftschutzbunker unter den Trümmern des Theaters, und darin Hunderte und Aberhunderte von Zivilisten. Erst jetzt wurden mehr als 300 Leichen herausgeholt. Das waren die russischen Bomben, ich werde nicht müde, daran zu erinnern. Die Hände gewöhnlicher Russen drücken Knöpfe, und dadurch werden Raketen auf uns abgefeuert. Warum Kultur, wenn sie keinen Einfluss auf die Menschen ihres Landes hat? Was ist das für eine als großartig gepriesene Kultur? Begeistert euch die russische Kultur immer noch?

Behalte die Nerven, schau auf die Straße, schau besser auf die Straße, ermahne ich mich. Aber genau dorthin habe ich ja die letzten acht Jahre geschaut. Seit acht Jahren beschäftige ich, beschäftigen wir uns mit dem Thema Krieg. Acht Jahre lang haben wir uns heiser geschrien bei dem Versuch, die Welt auf die russische militärische Bedrohung hinzuweisen. Und erst nach dem 24. Februar wurde es allen klar, und das ist der einzige Gewinn.

Wir waren diese Erfahrung leid und träumten davon, über andere Themen zu schreiben, Filme zu machen und zu sprechen. Aber nach dem 24. Februar sind alle andere Themen für uns gesperrt, für den Rest unseres kreativen Lebens. Wir sind dazu verdammt, die Zone des Schmerzes, der Verzweiflung, der Ungerechtigkeit und des Todes zu erkunden. Aber auch die Größe des Geistes, des Patriotismus, der Liebe. Wir sind bereit. Aber

zuerst wollen wir siegen und nach Hause zurückkehren und die Blumen gießen.

Aus dem Russischen von Franziska Zwerg

Olena Stiazhkina

ist in ihrem Zuhause in Kiew geblieben.

Olena Stiazhkina, exklusiv für Standard Wochenende

Kyiw 5. März 2022

Nachdem wir der Hölle von Donetsk entkommen sind, haben wir uns die ersten sechs Monate stets reflexartig auf den Boden geschmissen, sobald wir einen lauten Ton vernommen haben. Nun haben sie, wie es schon Tatusya Bo (ukrainische Kinderbuch-Autorin, Anm.) beschrieben hat, auch an den Toren und Türen der Städte und Orte im Westen Hinweise angebracht, die besagen: „Wir bitten darum, Türen nicht zu fest zuzuschlagen. Hier halten sich Flüchtlinge auf. Sie glauben ansonsten, dass es Explosionen sind.“

Nach dem Krieg werden wir alle sehr leise sein. Leise Musik hören, leise Unterhaltungen führen, leise lächeln. Und es wird kein Feuerwerk geben.

Kyiw, 6. März 2022

Die Menschen verlassen die Stadt. Die Menschen gehen, und wir verabschieden sie und rufen ihnen „Bis zum Sieg!“ hinterher. Ich verspüre Verzweiflung, Zorn, Schuld und Angst. Eigenartigerweise verfüge ich zwar nicht über die Ressourcen zu gehen, ein neues Leben anzufangen in einer friedlicheren Region, aber ich verfüge über die Kraft, um zu bleiben und zu kämpfen. Kraft und Ressourcen sind vermutlich zwei völlig unterschiedliche Dinge. Ich wünsche mir, dass alle gehen können, die das wollen. Und ich möchte mich nicht mehr verabschieden müssen.**

Kyiw, 15. März 2022

Im Notkoffer sollte immer etwas sein, worauf man schreiben kann. Wenn neben dir eine tote Person liegt, ist es noch immer eine Person und keine Leiche. Eine Person muss einen Vornamen, Nachnamen und ein Alter haben. Sie darf nicht verlorengehen. Jemand liebt sie, jemand wartet auf sie. Jemand wird für den Rest des Lebens trauern und sich an sie erinnern. Auch wenn sie keine Dokumente hat, musst du als Hinterbliebener eine Akte erstellen. Beschreibe zumindest ungefähr das Alter, die Körpergröße, die Haarfarbe, die Augen. Denk an die Besonderheiten der Person, gib Auskunft über Kleidung und Schuhe – über etwas, das definitiv dieser Person gehörte. Denk daran, worüber sie sprach, wenn ihr zusammen in einer Notunterkunft gewesen oder einen humanitären Korridor entlanggegangen seid. Namen, Namen von Städten, Namen von Hunden, Lieder ...

Vielleicht hat sie ja Lieder gesungen. Erinnerung dich und schreib es auf – zweimal. Einmal, um die Infos beim Toten zu hinterlegen: in einer Tasche, hinter einem Gürtel, in einem Schuh. Das zweite Mal, um die Informationen weiterzugeben an die, die für den Staat arbeiten.

Vielleicht kannst du diese Informationen ja auch dreimal aufschreiben, einmal für dich. Nach dem Krieg, für dein Gewissen und für die Arbeit, die getan werden muss, damit der, den du tot gesehen hast, nicht vergessen und anonym bleibt.

Kyiw, 17. März 2022

Seit 2014 ist es in der Ukraine üblich, Soldaten zu danken, die den Vormarsch des Feindes im Osten gestoppt haben. Das geht ganz einfach: Sieht man einen Soldaten auf der Straße, legt man die rechte Hand auf sein Herz und sagt mal laut, mal flüsternd: „Danke!“ Ich möchte nicht lügen, das macht man nicht überall, aber die aufs Herz gelegte Hand ist eine Sprache, die von allen Ukrainern verstanden wird. Seit 2014 begleiten wir auf Knien unsere Helden auf ihrer letzten Reise.

Wenn der Trauerzug in die Stadt oder ins Dorf führt, knien auf beiden Seiten der Straße Menschen, die den Verstorbenen möglicherweise auch gar nicht kannten. Das ist überall so – ohne Ausnahme.

Kyiw, 22. März 2022

Beim morgendlichen Anruf fragen wir uns gegenseitig: „Lebst du noch?“ Und es ist eine Dummheit, für die man in Friedenszeiten eine Ohrfeige bekommen hätte. Denn wenn ich den Hörer abnehme und „hallo“ sage, dann bin ich natürlich am Leben. Aber jetzt zu fragen: „Wie geht's dir?“ – das wäre einfach eine Verhöhnung des gesunden Verstandes.

Also ist ein „lebst du noch?“ angemessener und besser. Heute haben wir eine philologische Diskussion darüber gestartet, „wie man diese dumme Frage richtig beantwortet“. Die möglichen Antworten: „noch, ja“, „wieder“,

„du lebst auch noch“, „natürlich“, „der Armee oder Gott sei Dank“ (was im Prinzip jetzt dasselbe ist).

Heute ist Polizeistunde, seit gestern und bis morgen: das dritte oder vierte Mal in diesem Krieg. Die Freiwilligen nennen die Ausgangssperre „day off“: einen Tag, an dem man ein bisschen mehr schlafen und ein bisschen mehr die Nachrichten verfolgen kann. Wenn an den Tagen, an denen man Freiwilligenarbeit leistet, physische Ressourcen verbraucht werden, dann werden während der freien Tage seelische Ressourcen verbraucht. Daher sind die freien Tage nicht wirklich freie Tage. Aber man muss nicht aufstehen, weil der Wecker klingelt.

Es ist Morgen. Der Fliegeralarm ist laut. Mein Mann wacht auf und blickt mit einem dümmlichen, noch müden Blick auf die Uhr. Ich berühre seinen Rücken und sage auf beruhigende Weise: „Hab’ keine Angst, das ist nur der Alarm, nicht der Wecker. Wir können noch schlafen.“

Wir lachen beide. Aber wir wissen, dass wir verantwortungslos handeln.

Die Nachrichten aus (der belagerten Stadt, Anm.) Mariupol, die Bekannte und Journalisten erhalten, sind schlimmer als die Blockade-Tagebücher (der Russin Tania Savicheva im Zweiten Weltkrieg, Anm.):

„Sagt allen, dass es im dritten Stock im Haus gegenüber in der Wohnung Nr. 27 noch Getreide gibt.“

„Im neunten Stock sind noch zwei alte Leute. Vorgestern waren sie noch am Leben.“

„Ich kann nicht noch ein Kind im Auto mitnehmen. Verzeiht mir. Ich kann mir das selbst nicht verzeihen.“

„Wir wissen nicht, in welchem Land wir aus dem Keller kommen werden. Es macht nur dann Sinn zu leben, wenn es die Ukraine sein wird.“

„Der Hund heißt Matilda. Sie isst mittlerweile alles. Füttert sie bitte und haltet sie von meiner Leiche fern.“

Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen.

Ein Gastbeitrag von Serhij Zhadan

Exklusiv für SPIEGEL kultur

18.03.2022, 14.03 Uhr

Meine Freunde wurden am Donnerstag in Charkiw durch ein russisches Grad beschossen, das ist ein Mehrfachraketenwerfersystem. Ein Geschoss explodierte ein paar Dutzend Meter von ihnen entfernt und traf dann das Auto, das hinter ihnen fuhr.

Wären sie fünf Sekunden langsamer gewesen, hätten sie ihr Leben verloren. Sie sind keine Soldaten. Sie sind Künstler. Angesagte junge Künstler. Vor dem Krieg hatten sie ihre eigenen Ausstellungen, lebten ein Künstlerleben. Nach dem Einmarsch der Russen blieben sie in der Stadt und arbeiteten ehrenamtlich, sie brachten Lebensmittel und Medikamente

in die Stadt und halfen der Zivilbevölkerung. Sie gerieten nun unter Beschuss.

In Charkiw kann das im Augenblick jeden treffen: Die Russen bombardieren die Stadt chaotisch und ununterbrochen, treffen Wohngebiete, Schlafzimmer, Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten. Das Bombardement ist ständig zu spüren. Das ist unsere Realität. Aber die Stadt hat keine Angst, sie lebt ihr Leben weiter. Dieses Leben findet jetzt eben nur unter dem Hagel von Raketen statt.

Charkiw liegt sehr nah an der russischen Grenze. Schon am ersten Tag des Krieges tauchten hier russische Truppen auf. Es schien, als rechneten sie damit, die Stadt schnell und mit wenig Blutvergießen einzunehmen. Ebenfalls am ersten Tag tauchten russische Panzer auf den umliegenden Straßen in der Nähe der Stadt auf. Sie wurden abgeschossen und verbrannten.

Zur Mittagszeit sind die Straßen leer

Die Verteidigung der Stadt hat sich als recht effektiv erwiesen – die Russen konnten nicht in die Stadt eindringen, und die Kampfgruppen, denen es gelang, nach Charkiw durchzubrechen, wurden vernichtet. Die Stadt wurde nicht besiegt, denn es gelang, eine große Zahl feindlicher Truppen auszuschalten. Da die russische Armee es nicht schaffte, die Stadt im Sturm einzunehmen, begann sie, mit Flugzeugen und Raketen anzugreifen.

Dabei hat sie allerdings eine große Anzahl von Flugzeugen über Charkiw verloren. Nun fliegen diese nicht mehr so häufig. Dafür werden die

Wohngebiete bombardiert, als wollten die Russen sich auf diese Weise an der Stadt rächen, die sich nicht aufgibt.

Die Stadt funktioniert weiterhin. Alle kommunalen Dienste funktionieren, es kommt humanitäre Hilfe aus dem ganzen Land, die Zivilbevölkerung wird nach und nach evakuiert. Wenn man das ständige Geräusch des Beschusses beiseiteschiebt, kann die Stadt einem das Gefühl geben, ein normales Leben zu führen. Allerdings sind nicht mehr so viele Passanten auf den Straßen zu sehen. Und es gibt immer mehr zerstörte Gebäude.

Zur Mittagszeit sind die Straßen leer – die Bürger von Charkiw bereiten sich dann auf die Ausgangssperre vor. Nachts wechseln sich Zeiten der Stille mit heftigen Explosionen ab, und stündlich wird Bombenalarm ausgelöst. Am schlimmsten hat es bisher den großen Vorort Saltiwka getroffen, eine Schlafstadt – die Russen zerstören die Häuser dort einfach mit ihren Raketen. Ich habe Freunde dort, um ein Haar sind sie dem Tod entkommen.

Am Morgen spreche ich mit einem Priester, den ich kenne und der sich dort – in der Zone mit dem stärksten Beschuss – aufhält, und frage ihn nach der Lage. »Sehr gut sogar«, antwortet er. »Findet der Gottesdienst am Samstag statt?«, frage ich. »Natürlich«, sagt er, »unbedingt.«

Ich weiß nicht, wie dieser Krieg in Deutschland dargestellt wird, wie man ihn schildert, was man darüber sagt. Aber mehrmals habe ich schon westliche Politiker gesehen, die davon sprechen, die Nato werde sich nicht in den Ukraine Konflikt einmischen. Also nicht in den »Krieg«, oder »Krieg mit dem Aggressor«, sondern »Konflikt«. Tatsächlich überrascht mich das nicht.

In den vergangenen acht Jahren, seit der Annexion der Krim, habe ich sehr häufig gesehen, wie Bürger Deutschlands, Frankreichs oder der Schweiz nach immer neuen Möglichkeiten gesucht haben, die Dinge nicht beim Namen zu nennen. Zum Beispiel, Russland nicht als »Aggressor« zu bezeichnen, Putin nicht als »Schurken« zu bezeichnen, den Krieg im Donbass nicht als »russisch-ukrainischen Krieg« zu bezeichnen. Wir haben gesehen, wie die westlichen Mächte weiterhin mit dem Kreml Handel getrieben haben und auch immer noch treiben – und dabei schöne Worte über »Freiheit« und »Demokratie« verlieren.

Ich weiß nicht, wann dieser Krieg zu Ende sein wird und welchen Preis wir für unseren Sieg zahlen müssen. Aber ich möchte ein paar Worte über die kollektive Verantwortung des Westens für all das sagen, was hier vor sich geht. Ihr habt zu lange und zu unverschämt mit den Tätern dieses Kriegs verhandelt. Ihr habt lange zwischen euren Prinzipien und eurer Bequemlichkeit geschwankt und dabei alle Verpflichtungen der Partnerschaft vergessen. Ihr habt zugelassen, dass die russische Propaganda euer Bewusstsein mit Lügen über »ukrainische Nazis« und den »Bürgerkrieg in der Ukraine« oder den »gesellschaftlichen Konflikt« überschwemmt hat. Ihr habt eine Mitverantwortung.

Nach allem, was die Russen in Mariupol, Charkiw, Tschernihiw und anderen ukrainischen Städten angerichtet haben, kann es meines Erachtens keinen Kompromiss mit dem heutigen Russland geben. Denn dies ist kein Krieg zwischen der russischen Armee und der ukrainischen Armee. Es ist ein Krieg zwischen der russischen Armee und dem ukrainischen Volk. Was hier geschieht, ist ein Völkermord. Die Russen dezimieren bewusst und systematisch die Zivilbevölkerung der Ukraine. Sie zerstören die Infrastruktur, bombardieren Schulen, Theater, Museen, Kirchen, Wohngebäude.

Das ist die Zerstörung des ukrainischen Volkes. Und dafür werden die Russen eine kollektive Verantwortung tragen. Eines sollte hier verstanden werden: In diesem Konflikt leiden am meisten die Städte, die auch nach dem Beginn des Krieges 2014 Russland gegenüber noch loyal waren. Deren Einwohner sich Russland zugehörig fühlten und die versuchten, das russische Volk und Putin zu trennen. Russland hat in den vergangenen drei Wochen alles getan, damit die russischsprachigen Ukrainer des Ostens ihre Illusionen über die Bevölkerung der Russischen Föderation verlieren.

Wir werden nicht von einem abstrakten Putin getötet, sondern von bestimmten Bürgern des Angreiferlandes, die genau zu diesem Zweck hierhergekommen sind – um uns zu töten. Es gibt keinen anderen Namen dafür.

Der Kreml kann so viel Unfug über die »Entnazifizierung« verbreiten, wie er will, diese idiotischen Lügen verlieren jeden Sinn, wenn man das zerbombte Theater von Mariupol sieht.

Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen: Dies ist kein lokaler Konflikt, der morgen zu Ende sein wird. Dies ist der dritte Weltkrieg. Und die zivilisierte Welt hat kein Recht, diesen zu verlieren, wenn sie sich für zivilisiert und unabhängig hält.

Nacktfotos und Musik für die Ukraine

Yuriy Gurzhys Kriegstagebuch

29. März 2022

Als mich die Nachricht erreichte, dass der Charkiwer Fernsehturm bei einer Bombardierung beschädigt wurde, musste ich an „X-Radio“ denken, den Rundfunksender, bei dem ich in den frühen neunziger Jahren arbeitete. Das war mein erster richtiger Job und wahrscheinlich die beste Zeit meines Lebens. Ich war 17 und ein leidenschaftlicher Musikfan, es gab für mich nichts wichtigeres als Musik – stundenlang täglich live im Radio aufzulegen klang nach einem wahrgewordenen Traum. Auch wenn man dafür nur 30 Dollar im Monat zahlte, war ich glücklich.

1992 stand unser kleines Häuschen direkt neben dem Fernsehturm, dort saßen wir, drei neue alternative Sender. Das war damals Exotik pur, jahrzehntelang gab es bei uns nur staatlichen Rundfunk. Plötzlich kam dieser Generationswechsel, Radio wurde von frechen jungen Menschen gemacht und die Bewohner Charkiws haben uns gefeiert. Unser Studio hatte das absolute Minimum an der Technik, die notwendig war, darunter auch zwei CD-Player.

Musikidee war schon da, fehlte nur noch der Text

CDs als Medium waren in der Ukraine noch nicht richtig angekommen, in der Stadt gab es nur einen Laden, der sie verkaufte. Beim Sender standen

uns ganze 16 CDs zur Verfügung, das war ein kleiner Schatz, aber trotzdem viel zu wenig, da wir unser Programm ausschließlich mit der Musik von diesen CDs gestalten mussten.

Monatelang arbeitete ich jeden Tag und manchmal auch nachts – und so kann ich mich auch 30 Jahre später ziemlich genau an jeden Song erinnern, den wir damals spielten (weil es ja immer dieselben waren). Auch „This Garden“ von der Band The Levellers war dabei, ich mochte das Lied sehr und habe es täglich gespielt.

Letzte Woche rief mich ein alter Bekannte aus Großbritannien an. Vor vielen Jahren haben wir mit Phil Meadley eine Compilation mit osteuropäischem Funk aus den Siebzigern zusammengestellt. Phil macht Musik, sein aktuelles Projekt heißt Gaslight Troubadours. Wie so viele Musiker würde er so gern etwas tun, sagt er, am besten einen Song zur aktuellen Situation in der Ukraine aufnehmen und damit Spenden sammeln.

Eigentlich hat er schon eine ganz konkrete Idee, da fehlt nur noch der Text, er hat bereits was aufgenommen, und zwar mit dem legendären Tom Robinson sowie Jon Sevink, dem Geiger von The Levellers. Wenn mir dazu etwas einfallen würde, fände er das toll. Vor dreißig Jahren hätte ich es vielleicht nicht geglaubt, heute wundert mich gar nichts mehr.

Wenn Patti Smith auf den Konzerten in den letzten Wochen ihre englische Übersetzung der ukrainischen Nationalhymne singt, wenn der Sänger der ukrainischen Band BoomBox erwähnt, sie hätten gestern mit David Gilmour von Pink Floyd über einen gemeinsamen Song gesprochen ... alles ist möglich.

Wer zahlt für Anatolis Foto?

Mein Text für den Song von Phil, Tom und Jon ist in wenigen Stunden fertig. Ich rufe Katya Tasheva an, mit der wir oft zusammen musizieren, sie kommt vorbei und singt mit. Der Song ist fertig. Wir überlegen, wie wir unser Projekt nennen und entscheiden uns für The Anti-Dicktators.

Neulich habe ich einen amerikanischen Top-Manager kennengelernt, der in Kiew geboren wurde und heute neben seinem Job in Chicago die Lieferungen von Medikamenten und Lebensmitteln sowie die Evakuierung aus Städten wie Tschernihiw und Mariupol koordiniert. Unser Song soll Spenden für seine Organisation Ukraine TrustChain sammeln. Und das tut er, in drei Tagen spielte „Russian Warship (Go Fuck Yourself!)“ über 600 Euro ein.

Es fühlt sich gut und richtig an, zu spenden und Spenden generieren zu können. Als Musiker kann ich mir gerade nichts besseres vorstellen. Und ich sehe, dass viele Kollegen von mir genau dasselbe machen. Täglich finden Benefizkonzerte statt. DJs streamen ihre DJ-Sets und sammeln dabei Spenden. Bildende Künstler verkaufen ihre Werke – und spenden den Gewinn.

Gestern spät in der Nacht rief mich Anatoli an – er ist 52, kommt wie ich aus Charkiw und lebt in Erlangen. Er klingt aufgeregt – gerade hat er gelesen, dass ukrainische Erotik-Modelle eine Web-Kampagne starten: Sie schicken exklusive Nackfotos an diejenigen, die an die ukrainische Armee oder Territoriale Verteidigung spenden. „Eine brillante Idee!“, sagt Anatoli, „Ich überlege, auch sowas zu machen! Ich bin nicht mehr der Jüngste, vielleicht ein bisschen dick, aber es finden sich bestimmt Menschen, die bereit wären, auch für meine Fotos zu zahlen. Oder, was meinst Du?“

In der umzingelten Festung

Ein Gastbeitrag von Serhij Zhadan

04.05.2022.

Die Menschen in Charkiw leben in dem Bewusstsein, dass hier einfach keine sicheren Orte gibt. Wir alle haben nur ein Ziel: die Unterstützung der Armee. Die Stadt hält stand.

Vor Kurzem schlug eine russische Rakete in einem Postamt am Stadtrand von Charkiw ein. Ein Toter, ein paar Verwundete. Eine Granate traf auch eines der Einkaufszentren der Stadt. Die Russen schlagen immer wieder an Orten zu, an denen sich Zivilisten versammeln. Zentren für humanitäre Hilfe, Geschäfte und Lebensmitteldepots für die Zivilbevölkerung sind unter Beschuss geraten. Auch Wohnviertel ohne industrielle Infrastruktur oder militärische Einrichtungen werden regelmäßig bombardiert. Charkiw befindet sich seit zwei Monaten im Krieg, und man kann überall in der Stadt getroffen werden. Die Außenbezirke sind stärker betroffen, sie sind näher an den russischen Stellungen. Aber auch das Zentrum kommt hin und wieder unter Beschuss – erst vor wenigen Tagen wurden einige zentrale Straßen massiv beschossen. Die Menschen in Charkiw leben in dem Bewusstsein, dass es in der Stadt einfach keine sicheren Orte gibt. Und auch innerhalb der Grenzen des Landes.

Kürzlich brannte ein russischer »Hagelsturm« mitten auf der Straße das Auto mit zwei Insassen nieder, die im Inneren ihres Wagens einfach

verbrannten, »Hagelsturm« ist der russische Grad-Raketenwerfer, der Dutzende von Geschossen auf einmal abfeuern kann. Es gibt keine militärische Logik hinter solchen Aktionen. Die einzige Erklärung für diese geplante, chaotische Brutalität kann sein, dass die Russen die Bevölkerung in Angst versetzen, sie zur Kapitulation bringen, den Glauben an den Sieg verlieren lassen und Panik erzeugen wollen. Allerdings ist das Gegenteil der Fall: In Charkiw lebt man jetzt wie in einer Festung, die von einer Krieg führenden Armee umzingelt ist. Alle arbeiten für dieselbe Sache. Freiwillige, Behörden und Bürger unterstützen die Armee.

In den ersten sechs Wochen des Krieges gelang es den ukrainischen Truppen, die Russen aus der Stadt zu vertreiben, sie starteten sogar eine eigene Offensive und halten seitdem zuverlässig die Zufahrten nach Charkiw. Auch die Luftabwehr funktioniert recht gut – russische Flugzeuge überfliegen die Stadt schon lange nicht mehr. Die ukrainischen Truppen sind allerdings nicht in der Lage, die Stadt vor den »Hagelkörnern« zu schützen. Charkiw leidet unter dieser Brutalität. Sie macht die Einwohner der Stadt fertig – führt aber nicht zu Panik.

Netzwerke des Helfens

Viele Einwohner von Charkiw haben die Stadt verlassen, aber ein großer Teil derjenigen, die geblieben sind, hat das im vollen Bewusstsein getan: um zu arbeiten und zu helfen. In der Stadt hat sich ein Netz von Freiwilligenzentren, Hilfszentren und Verteilungsstellen für humanitäre Hilfe ausgebreitet. Zehntausende von Charkiwer Bürgern beteiligen sich an den freiwilligen Aktivitäten und helfen denjenigen, die ihre Häuser verloren haben, oder sich nicht alles leisten können, was sie brauchen.

Viele Menschen campieren seit Wochen in den U-Bahnhöfen oder in den Kellern ihrer Häuser und müssen mit dem Nötigsten versorgt werden – Lebensmitteln, Medikamenten und Wärme. Es sind vor allem die älteren Menschen, die sich unter den Bedingungen des Krieges als hilflos erweisen. Die städtischen Behörden tun zwar viel, um ihnen zu helfen, aber die gezielte mobile Unterstützung durch Freiwillige ist oft unzuverlässig.

Charkiw erhält Unterstützung aus der ganzen Ukraine. Die Stadt steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit vieler europäischer Länder, viele ausländische Journalisten sind da. Das ist sehr wichtig – wir müssen dafür sorgen, dass die russische Aggression und die russischen militärischen Gräueltaten nicht aus der europäischen Medienlandschaft verschwinden, und wir alle müssen dafür sorgen, dass dieser Krieg mit einem Sieg der Ukraine endet und dass alle Täter gerecht bestraft werden. Der Schmerz darüber, dass das Leben Hunderttausender von Menschen gewaltsam und brutal zerstört wurde, darf nicht umsonst bleiben. Das Böse muss bestraft werden. Deshalb ist es wichtig, dass wir darüber sprechen, was jetzt in unseren Städten passiert, was an der Front passiert, was in den von Russland besetzten ukrainischen Gebieten passiert.

Eine Großmutter wurde am Morgen mitten im Beschuss aufgegriffen und an einen sicheren Ort gebracht. Sie ist 80 Jahre alt und hat zwei Schlaganfälle erlitten. Ihre Kinder befinden sich auf der anderen Seite der Frontlinie, in den besetzten Gebieten. Sie können ihr nicht helfen. Sie hatte nur einen kleinen Rucksack mit Kleidung und einer Kiste mit Lebensmitteln von zu Hause mitgenommen und ihre Wohnung, in der sie ihr ganzes Leben verbracht hat, einfach hinter sich zugeschlossen. Niemand weiß, ob sie in diese zurückkehren kann und ob die Wohnung

die Angriffe überstehen würde. Sie wirkte gestresst, aber bei klarem Verstand. Sie erzählte, dass sie in einen Granatbeschuss geraten sei und ihr jemand zugerufen habe, sie solle sich fallen lassen. »Wenn ich falle, hebt mich keiner mehr auf!«, habe sie zurückgerufen und sei weitergelaufen.

Der krumme Geisteszustand des Krieges

Es gibt Hunderte solcher Geschichten, Tausende von Todesfällen und persönlichen Tragödien. Sie bilden den verdrehten, schmerzhaften Körper dieses Krieges, diese Tragödie eines Landes, das man gerade zu vernichten versucht. Aber im Herzen dieses Körpers, im Herzen dieses krummen Geisteszustandes, liegt der Wille der Menschen, ihr Leben zu leben, ihre Freiheit zu verteidigen, für ihre Zukunft zu kämpfen. Wir zahlen in der Tat einen sehr hohen Preis für das Recht, Ukrainer zu bleiben. Es bleibt uns allerdings gar nichts anderes übrig.

Deshalb bleiben wir weiterhin in unseren Festungen und verteidigen sie, in dem Glauben, dass wir siegen werden. Wir schützen unsere Ältesten und unsere Kinder. Auch unsere Erinnerungen. Und unsere Zukunft. Das ist genug, um zu glauben und keine Angst zu haben.

Übersetzung: Anika Zeller/ Kateryna Kharytych

Juri Durkot

Lemberg, den 28. Mai, mittags

Es ist ruhig geworden auf dem Bahnhofsvorplatz in Lemberg. Keine Spur von den Flüchtlingsströmen, die hier vor zwei Monaten das Bild prägten, keine unendlichen Schlangen von Frauen und Kindern, die damals im Schneeregen und Wind auf den nächsten Evakuierungszug Richtung Przemysl ausharrten. Nur noch ein paar Menschen sind vor dem Eingang zur Vorhalle zu sehen. Man könnte glauben, es herrscht ein ganz normaler Bahnhofsbetrieb an diesem trüben Vormittag mit immer wieder einsetzendem Nieselregen.

Ein unaufmerksamer Beobachter, der zu seinem Zug geeilt wäre, hätte womöglich einige Zelte in einer kleinen Grünanlage links vom Haupteingang nicht sofort bemerkt. Doch eigentlich sind sie unübersehbar. Das große graue Zelt des Katastrophenschutzes. Die Zelte der internationalen Hilfsorganisationen. Nur Flüchtlinge gibt es hier kaum noch. Man hätte die Helfer selbst für Flüchtlinge halten können, etwa einen etwas verwirrt wirkenden Australier oder einen Engländer mit seiner grauen Haarmähne. Wenn sie nicht ihre roten Helferwesten trügen. Ansonsten sehen beide aus, als hätten sie paar Tage nicht geschlafen und würden nun gern unter die Dusche springen.

Die Straßenbahn quietscht gemächlich in der Schleife, bevor sie an der Haltestelle ein paar Fahrgäste aufsammelt. Ich höre, wie eine Frau mit dem Rollkoffer jemanden fragt, wo sie hier eine Apotheke findet. Es könnte sein, dass sie gerade aus dem Osten angekommen ist. Oder aus Polen zurückkehrt und sich noch vor der Weiterfahrt schnell ein paar

Medikamente besorgen will. Diese Szene hätte sich aber genauso gut in der Friedenszeit abspielen können.

Aus dem Osten kommen nur noch selten Evakuierungszüge in Lemberg an. Jetzt geht es eher in die andere Richtung. Etwa zwei Millionen Ukrainerinnen und Ukrainer sind nach Angaben des Grenzschutzes inzwischen zurückgekehrt. Allerdings fährt man nur dann wieder nach Hause, wenn man sich zumindest sicher genug fühlt. Und wenn das Haus nicht zerbombt wurde. So sind von ursprünglich rund 200.000 in Lemberg offiziell registrierten Flüchtlingen etwa 150.000 immer noch da. Sie haben kein Zuhause mehr, ob in Tschernihiw, Charkiw oder im Donbass.

Für alle, die aus Europa nach Lemberg mit dem Zug zurückkehren, gibt es nur einen Umsteigebahnhof in Polen: Przemysl. In dieser polnischen Stadt mit einem für einen Deutschen unaussprechlichen Namen endet die Breitspur. Dieses technische Detail hat sie zu einer natürlichen Endstation für ukrainische Intercity-Schnellzüge gemacht. Für eine Spurumstellung hat man im Krieg keine Zeit.

Man sagt, jeden Tag kommen viele Menschen mit dem Zug aus Przemysl zurück. Nach Lemberg und nach Kiew. Nach Odessa wohl eher nicht, obwohl es einen Intercity von Przemysl nach Odessa gibt. Vormittags gibt es allerdings keine Züge aus Polen, sodass ich es nicht wirklich überprüfen kann. Der letzte sollte laut Fahrplan vor zwei Stunden angekommen sein.

Derzeit verspäten sich die Züge öfter, also beschließe ich, mich doch zu erkundigen. In der Vorhalle ist es dunkel wie immer, an den Ticketschaltern stehen ein paar Reisende. Ansonsten ist hier nicht viel

los. Am Informationsschalter ist nur eine Frau vor mir. Als ich dran bin, frage ich, ob der Zug aus Przemysl angekommen sei. In normalen Zeiten hätte eine solche Frage niemanden gewundert. Aber es sind keine normalen Zeiten, und mein Interesse muss der Dame hinter der Glasscheibe etwas suspekt vorkommen. Sie mustert mich mit einem misstrauischen Blick und will wissen, wozu ich denn die Auskunft bräuchte. Ich erfinde schnell die Geschichte, dass wir Kontakt zu einer Familie in diesem Zug verloren hätten. Dann dreht sie die Wahlscheibe an ihrem roten Telefonapparat. Sie hat nicht die Polizei alarmiert. Sie sagt nur, dass der Zug heute pünktlich gewesen sei.

Butscha. Zu Besuch zu Hause.

Oleh Kozarew, exklusiv für die Deutsche Welle.

20.06.2022.

Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn, zum ersten Mal seit dem Ende der Besetzung und der Befreiung komme ich nach Hause, in das mittlerweile weltbekannte Butscha. Die Eindrücke unseres Wiedersehens sind grell, widersprüchlich, kontrastreich.

Ein aufregender Augenblick: Ich steige aus dem Bus, mit dem ich von der Metrostation „Akademmistetschko“, dem letzten Halt der Kyjiwer Metro, nach Butscha gefahren bin (die meisten öffentlichen Verkehrsmittel haben in den Vorstädten ihren Betrieb wieder aufgenommen). Gleich an der

Haltestelle fällt mir als erstes eine handgeschriebene Anzeige ins Auge: „Großreinemachen Ihrer Wohnung nach den Raschisten, nichts ist uns zu schwer“. Unschwer vorherzusagen war, dass mein Aufenthalt unter dem Motto genau eines solchen „Großreinemachens“ stehen würde. Im vergangenen Monat war es die Lebensdevise der ganzen Stadt. In Butscha kehrt wieder ein kleines bisschen Ordnung ein: die kommunale Infrastruktur hat die Arbeit wieder aufgenommen, Läden und Einrichtungen sind wieder offen (sogar die Buchhandlung!). Ich mache mich zunächst an den „Großputz“ meiner Wohnung, die einige Zeit von Besatzern bewohnt war. Das Ganze ist aber so gut wie ohne Zerstörungen abgegangen, auch gestohlen wurden nur Kleinigkeiten – ich bin glimpflich davongekommen. Eine der Wohnungen aus dem benachbarten Aufgang hingegen ist stark beschädigt von einer „Landung“.

In Butscha sind die materiellen Kriegsfolgen punktuell. An bestimmten Orten gibt es gravierende Zerstörungen. Anderswo sind nur einzelne Teile einzelner Häuser beschädigt. Bestimmte Gegenden sind ganz oder fast ganz unbeschadet davongekommen. Der Eindruck der totalen Zerstörung, der sich einem beim Betrachten von Fotos oder Videos aufdrängt, deckt sich nicht mit dem realen Butscha. Wie aber könnte man vergessen, dass hier die Soldaten die verbrannten Körper von Einwohnern und Einwohnerinnen liegen ließen? In dieser Stadt haben, anders als in den angrenzenden Vorstädten, die Menschen am meisten gelitten.

Das „Modul“, ein großes Einkaufszentrum im Westen von Butscha an der Autobahn Kyjiw-Warschau, ist in eine verbrannte Wüste verwandelt worden, darüber malerisch die Buchstaben „Handels...“. Hundert Meter

entfernt ist ein kleineres Einkaufszentrum in gutem Zustand. Nur zehn Meter trennen eine völlig zerstörte Apotheke und ein intaktes, gemütliches Café mit Sommerterrasse und Chaiselongues. Das Café ist voll und laut, die Bedienung kommt kaum hinterher mit dem Servieren der bestellten Speisen und Getränke.

Eines der bekanntesten, neuen Wohnviertel der Stadt ist Butscha-Quartal. Die meisten der Häuser stehen unversehrt, auf den gepflegten Spielplätzen spielen Kinder. Allerdings verflüchtigt sich die Atmosphäre grüner Beschaulichkeit beim Anblick der improvisierten „Herde“ in den Höfen. In den Tagen der Kämpfe und der Besetzung, als es kein Licht, kein Gas und kein Wasser in den Leitungen gab, hatten Bewohner und Bewohnerinnen sie errichtet. Auf diesen „Herden“ bereitete man etwas zu essen zu und machte Wasser heiß, um sich wenigstens flüchtig zu waschen. Serhij, der mir das Viertel zeigt, führt mich in den Wendehammer im Inneren eines Wohnblocks hinein, und da erst merke ich, dass der eine Torweg des ansonsten adretten Hauses halb eingestürzt ist. Die Schäden sind schwer, doch Serhij verkündet: „Stell dir vor, bei dieser „Landung“ wurde niemand getroffen.“

Hinter den Hochhäusern von Butscha-Quartal und Nowa Butscha in Richtung Irpin liegt ein großes Viertel aus vornehmlich einstöckigen Einfamilienhäusern. Das ist Jablunka, eines der Dörfer, aus denen Butscha zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Eingemeindung entstand. Dieser Ort genießt den traurigen Ruf, dass hier die Besatzer die schlimmsten Verbrechen begingen. Hier sollen die meisten Zivilisten umgekommen sein. Alle, mit denen ich spreche, sind sich sicher, dass es Burjaten waren, die in Jablunka am grausamsten wüteten.

Heute sind in Jablunka viele Gebäude zerstört, auf den Zäunen liest man an die Besatzer gerichtete Hinweise wie „Zivilisten“, aber auch das Wort „Mine“. Am schlimmsten sieht es an der Kreuzung Jablunska- und Bahnhofstraße aus – dort wurden ganze Blocks dem Erdboden gleichgemacht...

Die Geschehnisse vom Februar und März sind in Butscha noch immer Gesprächsthema Nummer Eins. Die Worte „Besetzung“, „Anflug“, „Moskali“ (für „Russen“), „Volltreffer“, sind so gut wie überall zu hören, wo Menschen zusammenkommen. Passantinnen und Passanten auf den Straßen wirken oft bedrückt und erschöpft. An der Kleidung der Menschen von Butscha ist häufig etwas Schwarzes angebracht, als Zeichen der Trauer um die Getöteten.

Aber es ergeben sich auch deutliche Kontraste. Bei weitem nicht alle Geschichten aus diesen blutigen und zerstörerischen Tagen sind nur tragisch. Wiktor, der gern ironisch ist, erzählt mir die Geschichte, wie genau zu der Zeit, als die Russen nach Butscha eindrangen, in seiner kleinen Straße in einem der Nachbarhöfe gefeiert wurde:

„Einer von den Festgästen, er war schon ein bisschen betrunken, hörte, dass Soldaten auf der Straße herumliefen und meinte: „Mit denen werde ich mich jetzt mal unterhalten.“ Schwankend und im Bademantel trat er vor die Tür und setzte an, um irgendeine Ansprache zu halten. Ihm gegenüber die russische Einheit. Die hätten ihn auch sofort einkassieren können. Aber kaum hatte er den Mund aufgemacht, haben sie ihn weggewedelt: ‚Komm, geh wieder rein, wir passen auf euch auf.‘ Da ging er zurück in den Hof und trank weiter.“

Kuriose Geschichten mit Happy End erzählt man sich hier gern, was psychologisch gesehen durchaus vielsagend ist. Andrij, ebenfalls mit Hang zur Ironie, berichtet von einem spiegelverkehrten Fall. Als er mir das kaputte Fenster in seiner Wohnung zeigt, weist er mich auf einen älteren Herren hin, der regungslos auf einer Bank im Hof sitzt:

„Da siehst du einen Opa mit Humor. Ich war während der Besetzung die ganze Zeit hier. Als endlich die Unseren in die Stadt einzogen, hier kam zuerst die Territorialverteidigung durch, saß der Opa da hinten irgendwo in einem Winkel, wo man ihn nicht sah. Die Kämpfer gingen vorbei und bemerkten ihn nicht, bis er sie von hinten auf Russisch anraunzte: „Halt! Wer da?“ Sie machten vor Schreck alle einen Luftsprung. Aber sie taten ihm natürlich nichts. Ein Spaßvogel. Seine Familie hatte Butscha schon früh verlassen, ihn hatten sie „vergessen“. So war das.“

Genau wie in vielen Gesprächen über den Krieg Witze und Optimismus zu sprießen beginnen, so durchbrechen auch vielerorts die Attribute eines echten, bedingt friedlichen Alltagslebens den 24-Stunden-Horror des Krieges. Die Anzahl der Autos auf den Straßen nimmt zu, die Spielplätze füllen sich mit Kindern, an den Frühlingsabenden haben in den Höfen wieder junge Leute ihren Spaß.

Wer jetzt in die Stadt zurückkehrt, empfindet es als Trost besonderer Art, dass der wundervolle Park von Butscha praktisch nicht gelitten hat. Doch im Gespräch mit Menschen, die wir lange nicht gesehen haben, reden wir auch in seinen grünen Labyrinthen, auf den Bänken wieder über den Krieg. Natalja erzählt davon, wie sich friedliche Bewohner in einer Schule versteckt gehalten haben, Oleksandr hatte sich in seiner Wohnung verschanzt. Gemeinsam gedenkt man der Toten.

An sie, an die Toten gemahnt heute in Butscha alles und jedes. Gedenkkarte wurden dafür aber noch nicht geschaffen. Wie eine zukünftige Strategie des Gedenkens aussehen kann, ist auch noch nicht wirklich klar. Genauso wenig, wie die Zukunft selbst wirklich klar ist: Wird sich die Tragödie, die als #buchamassacre bekannt wurde, irgendwann in eine Erinnerung verwandeln? Wird sie sich wiederholen? Schlimm genug, dass ähnliche oder schlimmere Grausamkeiten zur Stunde in den vom Feind besetzten und zerstörten Dörfern und Städten der Ukraine fortdauern. Wird der Versuch einer Rückkehr zum normalen Leben sich verstetigen? Wer nach Butscha zurückgekehrt ist oder es gar nicht erst verlassen hat, fühlt sich im Moment häufig wie zu Besuch bei sich zu Hause. Ganz überwiegend blicken die Menschen voller Hoffnung und mit Dankbarkeit auf das ukrainische Militär. Und verstehen nur zu gut, wie viel von der Entschlossenheit abhängen wird, mit der die Länder des Westens der Ukraine weiterhelfen, sich gegen die Invasion zur Wehr zu setzen.

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten

PROSA

Oksana Sabuschko

„Deportiert nach Koda“

„Das Haus ist konfisziert“, sagen Männer mit Maschinenpistolen. „Packen Sie nur das Nötigste, der Transporter wartet schon.“ Diese Worte haben – und hatten schon unzählige Male – verschiedene Varianten. Zum Beispiel: „Sie haben zwei Stunden zum Packen“ (oder eine halbe Stunde, oder vierundzwanzig Stunden – ein existentieller Unterschied!). Außerdem: „Pro Person sind nicht mehr als zwei Kilogramm Gepäck erlaubt!“ (oder fünf, oder wie viel man zu tragen vermag ...). Jede Kleinigkeit – sie kann nach Muttermilch, nach warmem Brot, nach Kinderhaar duften, nach alten Fotografien, nach dem ehelichen Federbett, nach Medizin, getrockneten Gewürzen in einem Säckchen und nach Heiligenbildern riechen, die mit Wachsflecken von Opferkerzen übersät sind – kommt zu deinem Lebendgewicht hinzu, zu unserem ganzen unteilbaren, im Blut einiger Generationen zusammengeschmolzenen Leben.

Doch daraus müssen nun zielsicher einige Stützen herausgebrochen werden, damit es nicht auseinander fällt – und doch ist es bereits auseinander gefallen! – um sich daraus schnell ein transportables, im Rucksack tragbares Heim zu basteln, ein Schneckenhaus, das uns im Weiteren zusammenhält, und so ist es in der Tat eine wichtige Frage, vielleicht die Frage aller Fragen, deren Beantwortung mehr über uns

aussagt, als hunderte von Formularen oder ausgefüllten Fragebögen in der Art „Welche fünf Bücher würden sie auf eine einsame Insel mitnehmen?“ – Ja, wie lange brauchen Sie, um zu packen, wenn Männer mit Maschinenpistolen auf ihrer Türschwelle stehen und sagen: „Packen! Der Transport wartet schon...?“

Das ist keine Reise, von einer Reise kehrt man zurück. Das ist keine Emigration, die Emigration wählt man. Und in beiden Fällen sind Sie selbst handelndes Subjekt. Doch in jenem anderen Fall ist das ausschlaggebende Wort: „Transport“. Und Sie sind nur die Ladung, eine statistische Ziffer des Transports, wie ein Stück Vieh oder ein Kubikmeter Holz. Ein unsichtbarer fremder Wille schält Ihnen die Haut ab wie einem Baum die Rinde, entblößt ihr Zuhause, Ihre ureigene Landschaft der Erinnerung, die zu einem Teil ihres Körpers geworden ist und schickt sie dann über den Globus ins Ungewisse, setzt Sie an einem unbekanntem Ort aus. Man sagt: Das ist nun ihr Zuhause, gewöhnen Sie sich dran! Gewöhnen Sie sich daran oder verrecken Sie! Das ist ihre Sache.

... wenn diese Verfahrensweise an mehreren Generationen durchexerziert wurde, ist der Mensch tatsächlich wie ein entwurzelter Baum, unfähig von neuem Wurzeln zu schlagen, nie und nirgends mehr bodenständig sein. Kein Ort wird Ihnen mehr vertraut sein. Sie werden sein wie die Opfer einer ersten brutal enttäuschten Liebe, die dann auf immer verstört sind und sich kein zweites Mal offenherzig verlieben können. Das tief im Hirn verkapselte Trauma des Verlusts wird alle weiteren Versuche blockieren, Wurzeln zu schlagen und eine rote Warnlampe wird blinken: Ihr Heim (und die nähere und weitere Umgebung, das Dorf, die Stadt, die Heimat ...) zu verlieren, tut so unsagbar weh, nur das nicht nochmals! Nie wieder! Dann schon besser ein „leichtes“, tragbares Zuhause zu haben.... Ja, um jeder Zeit, sobald es wieder an die Tür donnert und Männer mit

Maschinenpistolen da stehen, das Wesentliche zu packen (das Baby in die Trage, das Notebook in das hintere Fach des Rucksacks, die Kreditkarte in die Brusttasche, das Wichtigste haben Sie, den Rest kaufen Sie am Ort der Verschickung, schneller – schneller, der Transport wartet schon! Und weiter vom Wind durch den kalten Raum getrieben, kein blutendes Herz, kein Stück Fleisch mehr, das Ihnen bei lebendigem Leib herausgeschnitten wird, nein, Sie haben schon gelernt, nur sich selbst zu lieben. Sie sind kein Punkt mehr auf der Landkarte, sondern die Linie zwischen den Punkten, keine Statik,

sondern Dynamik, kein fester Ort, sondern nur Ortswechsel, Bewegung – Straßen – Bahnhöfe – Flugplätze ... und Sie leben wie die Nomaden, nur aus dem Koffer und das kann Jahre, Jahrzehnte dauern, und in all der Zeit nehmen Sie ihre Umgebung nicht wahr, so wie der Tourist die Wände eines Hotelzimmers mit abgeblätterter Tapete und die Spuren der Flöhe nicht bemerkt.

... man erkennt sie auf den ersten Blick, die geschändeten Städte, die Landschaften, denen ihre ursprünglichen Bewohner geraubt wurden, die Dörfer mit unbekanntem Gräbern. Ein Raum, über den sich die Bleiche der Blutarmut gelegt hat, ja, als habe man ihn ausbluten lassen und dann eine Infusion gesetzt, die mit der ursprünglichen Blutgruppe unverträglich ist. Das Umherziehen einer fremden Masse von „Blutkörpern“ zwischen abweisenden Mauern und verwahrlosten Höfen, wo in Kaminen unbekannte Geister heulen, hinterlässt bei einem auswärtigen Besucher einen wundersamen Eindruck, als ob die Hiesigen mit ihren Gedanken nicht hier wären, sondern ganz wo anders, wo – wie alle insgeheim glauben – unbefristet wie in einem riesigen Gefrierschrank ihr wahres Leben auf sie wartet. Man braucht es nur herauszunehmen und

aufzutauen, das Goldene Zeitalter der Ahnen ... dieser Glaube ist wie jener Geruch, der sich in den Boden des einst eilends gepackten Koffers („Draußen wartet der Transport!“) der Großmutter gesetzt hat. Selbst wenn man nichts anderes mehr mitnehmen konnte, der Geruch bleibt für immer, ohne ihn gibt es kein Zuhause. Nicht einmal ein transportables. Wir atmen ihn überall ein, auf allen Breitengraden. Wir Kinder, Enkel und Urenkel der Deportierten haben das Festland des Planeten überschwemmt wie ein zweiter Ozean und verbreiten das Virus unseres „erworbenen Heimatdefizits“. Um sich überall zuhause fühlen zu können, haben wir uns den besiedelten Raum zurecht gebügelt und ihn mit einigen universell einsetzbaren und transportablen Komponenten bestückt, wie „Autobahn“, „McDonald's“, „Flughafen“ ... wir verwenden Wegwerfgeschirr und tauschen Orte und Plätze ebenso wie Handymodelle oder Kleider von der Stange. Eigentlich haben wir uns gar nicht so übel eingerichtet, und es ist Jammern auf hohem Niveau, wenn da nicht, ja, wenn da nicht jener Geruch wäre.

Er taucht wie aus dem Nichts auf – in einem Melodiefetzen, in einem zufälligen Farbenspiel, im Klang einer vergessenen Sprache oder mit dem warmen Duft einer Speise – und wir glauben doch tatsächlich, dass genau so das Essen unserer Ur-Ur-Ur-Heimat gerochen haben müsse, deren Zubereitung noch aus dem Gedächtnis erfolgte, dabei schmecken diese Speisen auf allen Breitengraden gleich – oder etwa nicht? (die richtige Antwort lautet natürlich: Nein! Aber das will man lieber gar nicht wissen...) Filme, Bücher, Cafés, Rekonstruktionen, um sich nicht wie ein Obdachloser vorzukommen, wir haben dafür eine ganze Nostalgieindustrie erfunden. Der Geruch aber schleicht sich in unsere Träume – er kann sich plötzlich mit ungeahnter Macht entladen und, so

scheint es, zur vollen Größe des einst entwurzelten Baumes emporwachsen – doch in der Empfangshalle einer Kyjiver Klinik bricht eine aus Donezk geflohene Frau in Tränen aus und schreit das verduzte Krankenhauspersonal an, dass man sie nicht nötigen, nicht nö-ti-gen, dürfe! Man darf sie nicht dazu nötigen, in das Aufnahmeformular „Umsiedler“ zu schreiben, denn, nein, sie sei kein Flüchtling, denn sie ist ja mit IHREM EIGNENEN AUTO gekommen.

Und ich flenne gemeinsam mit ihr und die Empfangsschwester schaut uns schon skeptisch an. Und ich weiß, vor zwei oder drei Generationen sind die Vorfahren dieser Frau als Bergleute in den Donbas gebracht worden, wie der Großteil der dortigen Bevölkerung, offiziell sowjetische „Umsiedler“ genannt, und zwar in Viehwagons für die Kulaken. Sie haben eigentlich Glück gehabt, meine Vorfahren wurden ein ganzes Stück weiter auf dem Globus transportiert, in die kasachische Steppe und nach Sibirien; die Stollen, die sie dort gegraben haben und die Orte, die um diese Stollen herum entstanden waren, gehen nun ohne das Zutun der russischen Armee wie in Donezk kaputt: Es ist schlicht und einfach die Selbstregeneration des Raumes nach dem gewaltsamen Eindringen des Menschen und die Wiederherstellung seiner ursprünglichen natürlichen Wildheit. Es gibt dort keinen, der die Gräber meiner Verwandten pflegen würde, die nie zurückgekehrt sind.

Doch dieser Nachkomme von deportierten Ukrainern ist nach drei Generationen zurück gekehrt. Selbst und MIT IHREM AUTO. Es spielt keine Rolle, dass diese Frau von Männern mit Maschinenpistolen, wahrscheinlich mit dem gleichen Typ Maschinenpistole wie einst, nun freilich in die umgekehrte Richtung gezwungen wurde. Das Wesentliche

ist allerdings: sie ist kein Transportgut, sie hat „ihr Auto“, das ideale Schneckenhaus, das sie sich für ihr Dasein auf der ungemütlichen und ungeliebten und so bitteren und furchtbar schutzlosen Schwarzerde zugelegt hat.

Ich weiß, dass sie selbst am Steuer saß. Durch das offene Fenster zog der Gestank der Ruinen, der Rauch von Feldküchen an den Kontrollpunkten, Benzin und der Frühlingsduft der Steppe: der Geruch der Heimat.

Übersetzung aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochvil

Juri Andruchowytsch

Fragment aus „Moskoviada“

Ziehen wir Bilanz, von F. Es ist dir also wirklich gelungen, Galja zu verlassen, nein, dich zu befreien. Du stehst also tatsächlich im Regen und denkst gerührt über unglückliche Liebe, Alleinsein und die spezifisch weibliche Grausamkeit nach. Außerdem überdenkst du deine weiteren, wegen des konsumierten Alkohols etwas unsicheren Schritte.

Deiner mit Blut erkauften Freiheit steht eine Reihe von Verlusten gegenüber. Erstens der Mantel. Er ist dort zurückgeblieben, in ihrer Wohnung, an deiner Statt. Sie kann ihn jederzeit mit dem Messer zerfetzen, oder mit Benzin übergießen und anzünden. Schwarze Magie, heilige Rache. Geschieht dir recht, daß du jetzt naß wirst und mit den Zähnen klapperst, nur im Pullover. Zweitens die Kasette mit dem neuesten Konzert von Mike Oldfield. Dieser Verlust ist um einiges

bedeutender, denn ohne Musik, ohne deine geliebte Musik, von F., bist du nichts und niemand. Ohne Musik hingegen Dichter, Genius, Menschenfreund und weiser Mann, nur die Musik verleiht deiner bedrückenden, sündigen und zufälligen Existenz einen Sinn. Die Musik gibt dir die Chance, zumindest einen halben Fingernagel deines von Sünde durchdrungenen niederträchtigem Körpers zu retten. Und du schmeißt sie durch die Gegend, läßt sie liegen, wo sie nicht hingehört.

Und schließlich der schlimmste Verlust. Galja. Sinnlos jetzt, nachdem deine Faust ihren Wangenknochen getroffen hat, auf eine Wiederaufnahme eurer Beziehung zu hoffen, auf Verzeihung und Beruhigung, selbst auf gewöhnliche menschliche Freundschaft. Ihre Tür bleibt dir für immer verschlossen. Wieder einmal hast du dich als einer Frau nicht wert erwiesen, die dir zuliebe alles getan hätte, und sei es, dich mit raffiniertem Schlangengift zu ermorden. So eine findest du nie wieder. Zweifellos war sie dir vom Himmel gesandt. Und du hast diese Gabe verächtlich und plebejisch weggeworfen. Mit einem einzigen, aber kraftvollen Faustschlag. Dafür gehörst du kastriert, von F., Freundchen. Oder zwischen zwei junge Bäume gespannt und zerissen.

Der Mantel, die Kasette, Galja. Mehr als genug für einen Tag. Der ja übrigens noch nicht zu Ende ist. Du stapfst neuen Verlusten entgegen. Nur im Pullover, im Regen, und dir entgegen stapft Moskau – naß, hinkend, rülpsend, Veteranen, Neger, Armenier, Chinesen, Genossen, „Spartak“- Fans in rot-weißen Hüten, Sergeanten, Rückfalltäter und Lenin-Besucher. Du gehst mit einer großen Tasche, die für Geschenke bestimmt ist, obwohl du sehr gut weißt, daß es heute fast unmöglich ist, in Moskau jemandem ein Geschenk zu kaufen. Diese Stadt hat nichts mehr zu verschenken. Es ist eine Stadt der Verluste.

Es ist die Stadt der tausendundeinen Folterkammer. Vorposten des Ostens zur Eroberung des Westens. Die letzte Stadt Asiens, vor deren betrunkenen Alpträumen die entkräfteten und germanisierten Monarchen panisch flohen. Stadt von Syphilis und Hooligans, beliebtes Märchen bewaffneter Penner. Stadt des bolschewistischen Empire, der vielstöckigen Volkskommissariats-Ungetüme, unterirdischen Geheimgänge, verbotenen Alleen, Stadt der Konzentrationslager, wo die Spitzen versteinertes Giganten den Himmel ins Visier nehmen. Die Einwohnerschaft der hiesigen Gefängnisse ist so groß wie eine ganze europäische Nation. Stadt granitener Monogramme, marmorner Ähren und fünfzackiger Sterne von der Größe der Sonne. Sie kann nur fressen, diese Stadt der vollgekotzten Hinterhöfe und der windschiefen Bretterzäune in den von Pappelflaum bedeckten Gassen despotischen Namens: Garten-Kriech-Gasse, Knast-Krämer-Gasse, Neue Henkersgasse, Knüppel-Prügel-Gasse, Kleine Oktober-Friedhofsgasse... Stadt der Verluste. Es wäre gut, sie dem Erdboden gleichzumachen. Wieder die dichten finnischen Wälder zu pflanzen, die es hier früher gab, Bären, Elche, Rehe anzusiedeln – auf daß Barsche in den zu neuem Leben erwachten Wassern der Moskwa schwimmen, wilde Bienen in tiefen duftenden Höhlungen emsig Honig sammeln. Man muß diesem Land Ruhe gönnen vor seiner verbrecherischen Hauptstadt. Vielleicht wird es dann zu etwas Schönem fähig sein. Denn es kann doch die Welt nicht ewig mit dem Bazillus des Bösen, der Unterdrückung und dumpfen Zerstörung vergiften!

Hierin, dear Ladies and Gentlemen, liegt die Aufgabe der Aufgaben, die unabdingbare Voraussetzung für das Überleben der Menschheit, alle großen Zivilisationen der Gegenwart sollten ihre Anstrengungen darauf konzentrieren, ohne Blutvergießen, ohne einen Schatten von Gewalt, unter Anwendung humaner parlamentarischer Methoden, Moskau –

vielleicht mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster – dem Erdboden gleichzumachen und an seiner statt ein grünes Reservoir zu schaffen für Sauerstoff, Licht und Reaktion. Nur dann wird man von irgendeiner Zukunft für uns und den ganzen Planeten sprechen können, Ladies and Gentlemen! Danke für Ihre Aufmerksamkeit. (Allgemeiner Applaus, alle erheben sich und singen zu Beethovens Musik Schillers „Ode an die Freude“).

Das sind nur deine persönlichen, trunkenen Gedanken, von F. Frei, aber einsam. Und die menschlichen Verluste nehmen kein Ende auf dieser Welt.

Übersetzung von Sabine Stöhr

LYRIK

Daryna Gladun

der krieg beginnt nicht morgen

im namen aller trauerkränze und plastikschleifen

im namen aller lacksärge und lackschuhe der toten unbequem

unkomfortabel ungeeignet um Twist zu tanzen

/Twist zu tanzen

/Twist zu tanzen

ich stelle mir die toten twist tanzend vor

*die lackschuhe in den händen weil sie die geschwollenen füße nicht
mehr fassen*

wir benennen nach ihnen straßen promenaden parks

errichten ihnen denkmäler auf den großen plätzen

*plätze voller denkmäler sind das jetzt zwischen denen kein
durchkommen ist*

in friedenszeiten spielen die kinder hier verstecken nicht sofort –

in zwei jahren in fünf jahren in vierzig jahren vielleicht

*wenn denn der platz der denkmäler der platz der erinnerung diesen
krieg überlebt*

von norden von süden von osten fühlen wir wie die front vorrückt

und wir ändern namen um namen

schrauben neue tafeln an häuser an kindergärten an schulen

um für einen moment immerhin zu zeigen dass uns das wirklich wichtig ist

aber wir schaffen es nicht

alle straßen umzubenennen

jedem ein denkmal zu setzen

*alles was wir in den notkoffer stecken benennen wir zu ehren der
gefallenen um*

*die taschenlampe heißt nicht mehr taschenlampe sondern Serhij
Wiktorowytsch Kokurin*

das radio nicht mehr radio sondern Jewhen Oleksandrowytsch Andrijuk

die reiseapotheke Swjatoslaw Serhijowytsch Horbenko

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

*wir nehmen die erinnerung an unsere toten mit in die evakuierung
lassen bücher notizhefte und fotoalben aus der sowjetzeit zurück
geben sie der gunst der geschosse und plünderer anheim*

/die Twist tanzen werden

/Twist tanzen werden

/Twist tanzen werden

/zu Klängen von den Platten aus Großmutter's Sammlung

die botschafter des krieges

wir wickeln uns in eine decke aus krieg

wir machen kriegsdiät

wir essen ihn morgens

wir essen ihn mittags wir essen ihn abends

krieg tropft aus den augen

spült die sohlen an unseren derben stiefeln

bohrt sich als span unter die haut und beginnt zu eitern

wir tragen den krieg in unseren köpfen weiter

wir tragen den krieg in unseren mündern weiter

zu fuß in lastwagen und autos in fernbussen und vorortzügen

über die grenzen von größeren und kleineren orten über staatsgrenzen

auf den radiosendern läuft nur krieg-krieg

wir schalten den fernseher ein ---- krieg – krieg

wartesäle fremde häuser straßen telefonate füllen wir mit krieg

das gehörte gesehene die nachrichten von der front erzählen wir weiter

der krieg besetzt unsere körper

tief in den mündern reißen die wörter nicht ab

01.03.2022

11

den elften tag in folge

kämmt der krieg mir das haar

wäscht mich trocknet mein gesicht

wie er mich doch umsorgt

06.03.2022

unbe[haus]t

*ein russischer soldat lehnt sein gewehr an den weißen ikea-stuhl
legt seine mütze legt seine sturmhaube legt seine jacke weste stiefel
koppel hosen*

socken vlieswäsche baumwollshirt boxershorts ab

der russische soldat geht in mein bad

*tritt unter meine regendusche drückt duschgel auf den waschschwamm
und duscht sich – massiert mein medizinisches shampoo in sein haar
ein*

/das verleiht dem haar des soldaten länge und gesunde spitzen/

*er macht eine haarkur – legt eine gesichtsmaske auf – macht ein
körperpeeling – reibt ausgiebig -*

spült alles ab nimmt mein dunkelgraues Handtuch von Jysk

*- betrachtet sein
spiegelbild in den schwarzen fliesen*

schiebt sich meine menstruationstasse zwischen die achseln

auf meine waage steigt der russische soldat

*er wiegt exakt so viel wie ein durchschnittlicher russischer soldat ohne
kleidung wiegen sollte*

*er legt meine unterwäsche meine strumpfhosen meinen body meine
warmen socken mit den fuchsschnauzen mit den putzigen corgis mit der
ananas mit den hirschen mein schwarzes kleid mit den kleinen weißen
punkten meinen blazer meinen neuen elfenbeinfarbenen mantel aus
schottlandwolle meinen schal meine mütze meine handschuhe an
schlüpft in meine stiefel*

salbt seine lippen mit meiner pomade

/jetzt sind die lippen des russischen soldaten in sicherheit/

*er geht hinaus und spaziert durch die stadt
begegnet anderen russische soldaten
die russischen soldaten in meiner stadt sind zu zweit unterwegs und als
familien befreundet*

.....
.....
*sie leben das leben zu ende
das wir so überstürzt verlassen haben*

15.03.2022

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Boris Chersonskij

*So, da platzt ihr also mal eben herein, mit Bukett für die Geliebte
aus Panzern, Helikoptern, Marschflugkörpern,
und sagt ihr: Bist selbst schuld, hier, nimm noch eine Granate,
Schlampe, was tatest du dem großen Bruder auch weh?
Da hast du, mit Manövermunition ist es bei dir nicht getan.*

*Wir greifen nicht an, wir himmeln an, also Maul halten, Schlampe.
Beine breit und Blut aufs Laken – so geht die Liebe.
Zum Frieden zwingen wir dich, einem Mahl mit bombastischen Sakuski.
In eine Welt, nicht irgendeine, die russische, hörst du, russki?
Fällt der Groschen, russische Welt? Zieh dir was über und fang an zu
kochen.*

*Na, wo ist dein Beschützer geblieben? Drischt irgendwo Phrasen?
Und nach so einem hast du dich die ganze Zeit geseht!
Drohen sollte der, deinen Beleidiger in den Bankrott zu treiben,
der schmähte unsern Papi einen Psychopathen und Kleptokraten
und Russen an sich Säufer und Schwachmaten.*

*Gekommen sind wir mit Feuer. Du empfängst uns mit Feuer?
Wir sollen uns ficken, meinst du, damit wir die Gefickten bleiben.
Bis auf Widerruf, wie es so hübsch immer heißt,
haben im Intimbereich aber etliche Kampfzonen Platz,
und wir gehn da rein, volles Rohr, mit unseren Geschossen.*

*Du hast mich erkannt, ich bin es, dein Kain, dein großer Bruder.
Einen Schutzengel hast du? Wir haben Geschwader.
Wir zerschmettern euch aus allen Geheimarchiven, von allen
Bildschirmen,
wir rammen einen Tyrannen in transparentem Kondom in euch hinein,
der Rote Platz gehört uns, unsere Parade wird dort defilieren.*

*Los doch, spreng auf deinem einstigen, verreckten, weißen Pferd heran,
das liegt jetzt im Blut, im Dreck, in Kotze, in Scheiße.
Ich schreibe „in Scheiße“, die Autokorrektur macht daraus “im
Schweiß”.*

*Gute Nacht, Genossen, in besudelten Schweiß-, in Leichentüchern,
im von euch aus Liebe geschändeten Land.*

Aus dem Russischen von Beatrix Kersten

Halyna Kruk

+++

Da stehst du nun mit deinem no-war-Plakat wie mit einem Ablasszettel für das Unwiderrufliche: der Krieg ist nicht zu stoppen, wie grelles Blut aus einer zerfetzten Ader stürzt er hervor, raubt Kraft und Leben, dringt mit den bewaffneten Leuten in unsere Städte, springt mit feindlichen Spionagetrupps in die Innenhöfe wie Quecksilberkügelchen, die man nicht mehr aufsammeln und zurückschieben, nur verfolgen und unschädlich machen kann für die zivilen Manager, die Angestellten, die IT-ler und Studierenden, die keine Straßenkämpfe kannten und denen der Krieg jetzt den Marsch bläst, auf schmerzhaft vertrautem Gelände, in Windeseile rekrutiert man für die Zivilverteidigung zuerst die Männer mit Kampferfahrung, und dann sogar die, deren Praxis sich auf Dune und Fallout beschränkt, ein bekannter Barkeeper gibt noch schnell einen Kurs, wie man Molotow-Cocktails baut. Im Nachtclub nebenan schlafen Kinder, weinen Kinder, kommen Kinder zur Welt, die sich dafür zurzeit nicht eignet auf dem Spielplatz im Hof werden Tschechenigel gebaut

*und tödliche „Drinks“ gemixt – von ganzen Familien,
in trauter Runde, die endlich Gefallen finden am Austausch
und einvernehmlichen kollektiven Schaffen – der Krieg verkürzt den
Abstand
von Mensch zu Mensch, zwischen Geburt zu Tod,
zwischen dem, was wir nicht wollten,
und dem, wozu wir fähig sind,
„Nun geh schon ran, Mama“, fleht eine Frau im Keller eines Hochhauses,
dumpf und verbissen, schon seit zwei Stunden,
sie glaubt noch an ein Wunder,
aber ihre Mutter hat keinen Empfang, in dem Vorort,
wo Plattenbauten stehen wie billige Baukastenkonstrukte,
von den vielen Einschlägen, wo die Sendemasten schon seit gestern
nicht mehr senden, wo die Welt zerbrochen ist in vor dem Krieg und
danach,
entlang dem unebenen Knick auf dem no-war-Plakat,
das du auf dem Heimweg von der Demo
in den nächsten Abfalleimer wirfst, du russischer Dichter

der Krieg tötet mit den Händen der Gleichgültigen
und selbst mit den Händen der untätig Mitfühlenden*

+++

*die Wahrheit ist auf deiner Seite, das ist jedoch deine dunkelste Seite
kaum einer kennt sie von denen, die noch am Leben sind
das Gras auf seinem Hügel richtet die krustige Erde auf
die Baumstümpfe treiben Sprossen wie Krallen
die Lehre von der Todeserkennung ist geläufig
aus Zeitmangel kommst du gleich auf das wichtigste Thema:
an den Schlüsselbeinen gibt es zwei Hauptschlagadern – rechts und links
die Rabenkrähe ist ein Vogel, der Aas frisst, und kein Totem
es sind so viele Fremde da, dass das Gesicht sich in den Seinen verliert
du schläfst mit dem Kopf zum Fenster und legst was Schweres unters
Kissen,
wenn du durch die Stadt gehst, sichtigst du in Gedanken ständig Feuer-
stellungen, wo der Schusswinkel gut und der Blick aufs Ziel frei ist,
die Sonne nicht blendet und so weiter
gib mir Zeit für den Aufbruch – dass ich alles mitnehme –
ehe ich aus dem sicheren Gerüst trete, das längst eingeengt,
damit den Plünderern in unseren Orten
weder eine gute Erinnerung noch die angeknackste Stimme einer Platte,
noch das Zeugnis der hier gestorbenen oder hier geborenen Kinder zuteil
werden
lass mich am Morgen in einem anderen Traum erwachen ...*

der moment der wahrheit

es gibt kein gestern. kein morgen.

es gibt ursachen mit folgen. eine sequenz von wissen.

die ebene, in der die quadratwurzel des bösen

wächst und alles vorhandene diskriminiert offenbar.

eine gleichheit, bei der das leben aus zwei adversativen

null ergibt bestenfalls.

den nullpunkt, wo Regen niederfällt wie Gott

auf rissige Lippen. nüchtern.

berückende winkel. strich zum ziel.

gläser beschlagen, unterarm taub.

licht, in dem du keinen schatten wirfst.

eine kugel, im anflug eine ewigkeit.

+++

*so viel ausgereifte bosheit, dass man
sprenggeschosse damit füllen
und aus den augen schießen,
den kopf runterholen könnte*

*aber welcher kopf soll runter,
um das vielköpfige Monster zu stoppen,
das schnappt und schlingt
und würgt, das Ekel*

*so viel unbändige Wut – für jeden büßen
aber im Anflug bleibt die Kugel auf Augenhöhe hängen,
schaut, wartet auf ein Zeichen,
dass es der Kopf ist, ohne den sich alles richtet.*

*sie zögert, als sei sie aus dem falschen Metall gegossen,
sinnlos entladen wie das Kind aus dem Bade
umsonst verschossen, auf die falschen Augen,
denen alles egal ist*

*kann Dichtung der Beweis sein
für die Bereitschaft zu töten, für die Unfähigkeit, sich zu versöhnen
für die Notwendigkeit, sich mit Taten zu wehren und nicht mit Worten?*

*Die Früchte des Zorns füllen sich mit Saft,
quellen unter den Fingern, dunkeln,
schon bald hält sie nicht mehr auf
im Geist, in der Phantasie, gesammelt zur Verteidigung
der moment der wahrheit*

*Keine Vergangenheit. Keine Zukunft.
Folgen von Ursachen. Sequenz von Wissen.
Die Ebene, in der die quadratwurzel des bösen
wächst und wohl alles ringsum diskriminiert.
Gleichheit, bei der das Leben aus zwei Adversativen
bestenfalls Null ergibt.
Ein Punkt auf der Null, auf den Regen niedergeht wie Gott
auf rissige Lippen. Nüchtern.
Berückende Winkel. Tausender sind das Ziel.
Beschlagene Gläser, ein tauber Unterarm.
Licht, in dem du keinen Schatten wirfst.
Eine Kugel, die eine Ewigkeit auf dich zu fliegt.*

*es gibt keine Vergangenheit. Es gibt keine Zukunft.
es gibt Folgen von Ursachen. Es gibt eine Sequenz von Wissen.
es gibt die Ebene, in der die quadratwurzel des bösen
wächst und alles gegebene diskriminiert offenbar.
es gibt eine Gleichheit, bei der das Leben aus zwei Adversativen
null ergibt bestenfalls.
es gibt einen Punkt auf der Null, auf den Regen niedergeht wie Gott
auf rissige Lippen. Nüchtern.
es gibt berückende Winkel. s gibt Tausender als Ziel.
beschlagene Gläser, ein tauber Unterarm.
es gibt Licht, in dem du keinen Schatten wirfst.
es gibt eine Kugel, deren Anflug währt eine Ewigkeit.*

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Ljubow Jakymtschuk
aus dem Zyklus Rozkladannja / Zerfall (2014)

Zerfall

*An der Ostfront nichts Neues
wie lang so noch?
Metall wird heiß vor dem Tod
und ein Mensch wird kalt*

*erzählt mir doch nichts von Luhansk
es heißt schon lange bloß Hansk
Lu wurde dem roten Teer gleichgemacht
meine Freunde in Handschellen
do ch nach Do nezk gelange ich nicht
um die Gefesselten aus den Gelassen, den Kesseln zu lassen*

*und ihr schreibt Verse, wie bestickte Blusen so hübsch
schreibt ideale, glatte Gedichte
goldene, hohe Dichtung
über Krieg lässt sich nichts dichten
Krieg ist Zerfall
bloße Lettern
sie alle bloß rrr*

*Perwomajsk wurde zu Perwo und Majsk zerbombt
per foriert im Mai sk andalös quälend
und wieder endete ein Krieg dort
aber Frieden kam keiner*

*und wo ist De balzewo?
mein Debalze wo?
da wird kein De Saussure mehr geboren
da wird überhaupt kein Mensch mehr geboren*

*der Horizont, der mich umrundet
ein einziges spitzes Dreieck
Sonnenblumen auf einem Feld mit hängenden Köpfen*

*schwarz und trocken geworden, wie ich
bin so schrecklich alt schon
und auch nicht mehr Ljuba
bloß ba*

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten

Avantgarde-Lyrik zum Ersten Weltkrieg

Iwan Kruschelnyzkyj

Die Wunde

*Der Wind verblies den Rauch der Schrapnelle
wie reifen Löwenzahns graue Schöpfe
Und gelb und glatt wie ein Frosch im Satz
durchbrach das Metall die Feldmantelnaht.*

*Wie ein Hund einen Fetzen aus der Bluse reißt
wie die Kuhzunge die Spreu von der Brache leckt
hieb es ein in die Brust und riss in ihrem Blut
eine wellige Scholle auf, wie die Pflugschar die Krume.*

*Blasen schlug der Schleim, schäumend wie vorm Säufermund
über der schwarzen Quelle, wie Honig zäh, wie Erdöl...
Und in strammem Muster, schwarz das Garn und der Stich,
Stickte sich auf die Wunde, die tiefe und stumme.*

Leonid Zymnyj

Wir über Leichen

*Es galt unter Dichtern immer
als Zeichen guten Tons
die Klage um Tote
zu untermalen
mit zierlichem Reim.
Die meisten
kommen
der tradierten Pflicht jetzt auch nach
und verfassen
tränenreiche Plattitüden
nach gängigen
Rezepten für Trauer.*

...

*Verloren haben wir
tausende*

*unmerklich Unersetzliche,
verloren
die Anführer
eines Kosmos,
die Klasse aber
weinte nicht,
ging nicht blind
ins Tal stiller Trübsal,
wissend, dass:
 jeder
 im Zeichen von Verzweiflung
 gelebte
 Moment
 unnützes Hindernis ist
 auf unserer Bahn kühnen Strebens.*

...

*Durch
Blut und Eisen
des Streits
braust
der Gewinn
der Zukunft
mit heiterer Fahne.*

*Tausende gehen
durch den Tod,
vom erbarmungslosen Willen der Klasse
aus dem Gefängnis
individualistischer Neigung
gerissen.*

...

*Kommen uns in der grauen
Spannung der Tage
jetzt Leichen
unter
gemahnen sie
uns an das,
was möglich ist...
Wie viele Herzen,
vergessen,
auf
der Schwelle des Schreckens
strauchelnd,
die Menschheitspflicht
auf den Turm der Zeit
über Stufen
aus Leichen,*

Leid

und Verlusten zu steigen?

...

Uns weiter wärmend

an der Behaglichkeit

von Tradition

und Brauch

beweinen wir

Leichen,

fürchten sie

und halten inne über ihnen,

sehnsüchtig nach

fünf Minuten Entreakt

im Fortschritt

zum Unausweichlichen.

...

Oh wann

lernen

wir,

für die Überzeugung der Klasse

im eigenen Leben

einzustehen?

Majk Johansen

Die Rote Armee

*Es war nicht der Heldenmut der Weißen
nicht trunkene Kühnheit adeliger Banditen
Es war ein höchst eiliges, drängendes Werk
eine Bresche in den Granit mit den Zähnen zu reißen.*

*Damals auf den Todesfeldern von Perekop
krank, hungrig und nackt
Schliffen sie Schanzen mit bloßen Händen
gingen ruhig in den Tod für die Freiheit.*

*Sie hatten die Wochen auf schwerem Weg nicht gezählt,
Nicht gefragt, wie viele ihrer Nächsten und Liebsten starben,
Dem Fußvolk waren die Beine gedunsen,
die Pferde schlugen mit den Hufen,*

*als sie auf den Todesfeldern von Perekop,
krank, hungrig und nackt
Schanzen mit bloßen Händen schliffen
ruhig in den Tod für die Freiheit gingen.*

*Ihre Namen verlesen in traurigen Messen
keine Popen keiner lebenden noch toten Kirche.
Das Grauen hallt nach in Kupfer und Erz.
Sie leben fort in der Arbeiter Herz,*

*die, die starben vor Perekop
die krank, hungrig und nackt
die Schanzen mit bloßen Händen schliffen
ihnen die Freiheit allein mit den Nägeln entrissen.*

Mykola Tereschtschenko

Zahn um Zahn

*Wo die wunde Erde unter den Bastschuhpulks
dreifach sich krümmt, da stöhnt sie:
Sie kämpfen Zahn um Zahn.
In Horden stapfen sie tausendfach
übers graue Land und eggen es
mit den eigenen Leibern.
Rücklings harrt der schwarze Leichnam
der besternten Heraufkunft des Siegs...*

*Kein Brot gedeiht – das Feld ist umkämpft
und gefroren sind die Wasser.
Erstarrung. Entbehrung.*

Tribunal über Kurkullen

und Roter Terror – ins Maul, in die Fresse, das Herz.

Keimen möge wie Korn

ihr Blut und fluten warm die Seele.

Zwischen Planeten wogt weiter der Wettstreit,

und der Starke obsiegt!

Iwan Kruschelnyzkyj

Hunger im Gefecht

Wie einer seine leeren Taschen

So stülpt der Hunger den Magen um.

Kaum die Hand füllt die Beute

Ohne Flinte, nur mit Schlinge erjagt.

Soldaten fliehen im Sumpf

Aus Flinten schießt man ins Herz.

Die Fliegen an der Toten Mündern

Summen wie das Rauschen des Walds.

Nichts übertrifft des Hungers Knute,

Wie sie niedersaust auf den Leib!

Und die Sonne, wie ein Korb voller Kuchen

Schürt den fiebrigen Wahn.

Iwan Kruschelnyzkyj

Die eiserne Kuh

Dort verscharren sie hastig in Stille

Die Glocken vom fernen Turm

Ins blutige Glas auf dem Herzen

Schnitzen spitze Messer Kerben ...

Dort belebt Schlaf die Fesseln

Und im Nacken brennt's wie Feuer

Dort schlingt nächstens die eiserne Kuh

Jeden Gedanken lebendig hinunter.

Tiefer noch reichen der Gedanken Wurzeln

Salzig wird die Zunge zur Nacht:

Vor Bedrückung zersprang ein Auge

Heraus spritzte als Träne ein Schrei...

Heute, da kommen sie wieder...

Zum dritten Mal schon dem Tode geweiht!

Sie kommen zur Jagd auf den Hasen

Mit Wolfsfängen waffnen sie sich.

Waffnen sich mit Löwenkräften,

*Stählen am Fels ihre Klauen wie Tiger
Nagen wie Egel die Adern an
Und das Herz – mit einer Horde Ratten.*

*Und der Gefangene hört ihre Schritte schon...
Schon steckt in der Tür der rostige Schlüssel...
Vor ihrem Raubtiersatz –
Steht er im Kerker, seine Hände sind leer...*

*Dort ist nur finstere Finsternis...
Ein Tisch... ist dort, eine Bank und ein Trog...
Der Gefangene wie ein Fuchs in der Falle
Ist nicht mehr am Leben - doch auch noch nicht tot.*

*Stahl rauscht auf über ihm,
Geronnenes Blut flackert auf
An der Herzensquelle lagern
wohl hunderte eiserne Kühe.*

*Jedes Maul – wiederkaut blutiges Futter
Jedes Schnaufen – sind zweihundert Schultern...
Schläge und die Lava elektrischen Stroms...
Zermalmt unterm Bauch ist das Glied.*

*Vom Licht bleibt nur ein Leuchtspan,
Der rauchig sich aus den Stäuben schält
Und das Herz – eine geborstene Geige
Ein Hosenband, zerdrückt in der Hand...*

*Durch die Stäbe kommt kein Mond, kommt die Kuh
Keine Korona – eine raue Zunge.
In eisernen Viehwaggonketten steht
Das Antlitz des Wahnsinns Leben:*

*Heute... kommen ja alle Gefangenen frei!
Schon tönt aus den Zellen ihr Schritt!
Zum Badehaus ziehen sie... ha ha ha –
die zwölf gefederten Hähnchen!*

Mychail Semenko

Analogie

*Der Dunst auf dem Meer schwimmt in den Wogen
Verschwimmt in der Wolke oben
Im Gestöhn und Gegurgel geronnenen Nebels
Ertönt's an der Klippe: Es drängt, es drängt...*

*Unentwegtes Plätschern, verwegene Volten
Verzweifelter Lärm und ein Schreck ohne Ende*

Doch was sollen mir diese steinernen Wände?

Gewagtere Volten schlägt meine Seele

Der Dunst auf dem Meer verschwimmt in der Wolke

Verschwimmt in der Wogen dumpfem Gedröhn

Im ächzenden Branden ersteht das Gespenst

Der rote Schrecken: Es brennt, es brennt...

Dösend

Ich blicke auf die grünen Rücken

Auf das Zwielight im Talgrund

Auf das rauchige Düster der Stadt in der Ferne

Über der Bucht

Reglos die Armeedampfboote

Zerstörer in endlosen Zügen

Kauern mitunter in Pulks

Dösend die Bucht im Dunst

Von hinter den Bergen

Von hinter den breiten Rücken

Kriechen mit gewaltiger Kraft sie hervor

Aus dem herrlichen Meer mit seinen wilden Ufern

Über der Reede

*Die Bucht brodeln munter
Kutter durchpflügen das Meer
Da hör
wie Sirenen jaulen und würgen*

*Schrauben schäumen in Strudeln
Die Bucht wogt zornig und blind
Gleich geschwind
reckt man über der Reede die Äxte.*

Rundum beschirmt

*Ich bin verbittert und ich bin vergrämt
Ich sag es simpel, ich bin zu nichts nütz
Vom leeren Leben vollends zermürbt
Schlechthin gelangweilt und rundum beschirmt –
will ich heim, will nach Kyjiw...*

Der Stadtgarten

*In den Stadtgarten werd ich gehen.
Zum Kabarett und den Possen.
Herrlich, wenn mich die Natter durchschlüpft –
Da sprudeln die Glossen.*

*Ha. Abseits rot ein Karussell
Zwischen zerrupften, bespuckten Büschen.
Eine Drehorgel krächzt, türmt beschwipste Triller
Wie einen Wurf winziger seliger Welpen.*

*Auf der Veranda streicht ein Quartett.
Und ich bin Poet.*

Mychajlo Lebedynez

Grauen

*Es geht ein Gerücht.
Hartnäckig vage. Gespannt steht der Posten.
Mit trockenem Flintenschuss trifft es das Ohr.
Kurz darauf – knallt es aus Kanonen.
Flugs wie Kugeln.
Unhaltbar wie Wasser
Verwundet, verschlingt es alle.
Wo? Wer? Woher?
Wird nicht gesagt.
Als Wink neigt es nur rote Standarten.
Weht kohlschwarz und riecht bekannt nach Trikolore.
Zerstampft in Stiefeln Säuglingsrippen.
Zerschmettert am Mauerwerk Kinderköpfe.
Schleudert Greise aus dem fünften Geschoss.*

Beschneit mit losen Daunen die Straße.

Schlitzt. Schlägt. Zerstört.

Brüllt wild und von Sinnen.

Von unten begann es. Schon kommt es näher. Und immer näher.

Es ist da. Hebt die Hand. Trägt ein Messer. Zielt aufs Herz.

Bleib! Flieh nicht! Wohin?! Geh nicht weg!

Bleib! – Gewiss ist's bloß ein Gerücht?

Gewiss ist's wahr! in der Wildnis rumort verhohlene Hoffart.

Gewiss ist's wahr! über die Märkte poltert pöbelndes Pack.

Die Straße flieht. Der Boulevard leert sich. Tot schläft die Stadt.

Ihren Schatten verschmilzt mit den Häuserwänden

eine viehisch gekrümmte Gestalt.

Ertastet die weiße Welt mit den Händen, sieht nicht die Sonne:

Sie flieht!

In Panik rattert übers Pflaster ein Fuhrmann.

Peitscht die Pferde wie toll mit dem Holz über glühende Rücken.

Ein Hausknecht klappert mit Bolzen, doch verriegelt dann gar nicht das Tor.

*Und ist eins verschlossen, drängen sich davor Mensentrauben,
torkeln ratlos vor der geschmiedeten Rettung umher.*

Keiner weiß, wie es zu öffnen, vergessen ist die schrillende Glocke.

Sklave seiner Pflicht ist der Polizist auf der Kreuzung,

*auf der Stelle hüpfte er wie ein Vogel mit Streifschuss,
eine ungerührte Wolke konfus piksend mit der Büchse.*

*In irrem Galopp prescht ein linkischer Reiter davon,
verliert seine Mütze und zielt
auf jeden der Kauernden an den Wänden.*

*Bäuchlings schlägt er auf den Boden
und etwas Wildes knurrt in den Asphalt.*

*Doch er hetzt, oder es hetzt ihn der Krampf seines lodernden Kollers
weiter, weiter...*

Bleibt stehen, so bleibt doch! – Gewiss ist's nicht wahr!

Gewiss graute dem Gerücht vor sich selbst und hat es sich selbst getilgt.

Schon steht er im Kreis

herum um den Aufruf, die Verzweiflung erschläfft und er saugt

die kühle Entzifferung ein.

Die Zwinge der Tollwut lockert die dunklen Backen.

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten